Die Geister des Sturmes.

Roman von Konrad Landecker.
(7. Fortsetzung.)

[illegible] Wenn man, [illegible] Worte [illegible] der Blutbestimmt und [illegible] nommen, [illegible] so wäre [illegible] Bitten [illegible] Gutrams [illegible] sei, der mit den Urtext [illegible] Kinderat [illegible] Feder lebt, [illegible] Unsicherung auch [illegible] nicht huldigen. Man muß leben!

Der Hofrath fragte Johanna, ob es denn gar nichts Neues gäbe? Ob Guntram nicht geschrieben habe? Es sei freilich anzunehmen, daß er gerade ihm Nachricht geben werde — doch konnte es auch anders sein, da ja seine Cousine ihn bemutterte und daher vielleicht früher als der Onkel einen Brief erhalten habe.

Johanna erwiderte, der Wahrheit gemäß, daß ihr kein Schreiben Guntrams zugegangen sei und daß sie auch sonst nichts Neues wüsse. Desgleichen sei auch von Weinheim keinerlei Kunde gekommen.

„So bin ich denn wieder auf meine Zeitung angewiesen!" brummte der alte Herr und begann zu lesen.

Dieses Stillleben wurde an einem Sonntag Vormittag durch Frau v. Ravensburg unterbrochen, welche in Begleitung ihrer Tochter Malvine einen Besuch zunächst dem Herrn Hofrathe, dann aber Johanna im besonderen machte. Diese war sehr erfreut darüber und führte die Damen in ihren kleinen Salon, der in der Nähe der Bibliothek sich befand.

Malvine interessierte sich sehr für den schönen Büchersaal, und bat Johanna, sie in demselben herumzuführen. Sie bewunderte daselbst die Büste des Hofrathes und ließ sich von jener die kleine Festlichkeit schildern, die anläßlich der Enthüllung stattfand.

Man kam hierbei auf Guntram zu sprechen. Frau v. Ravensburg erkundigte sich nach dem jungen Manne und ließ dabei die Bemerkung einfließen: „Ich und meine Tochter sprechen oft von ihm." Malvine vertiefte sich in diesem Augenblicke in einen alten, auf einem Pulte aufgestellten Folianten, während Johanna sagte: „Nicht, weil er mein Vetter ist, will ich ihn loben, sondern weil er es verdient. Er ist herzensgut und tüchtig — freilich ernst und mehr in sich gekehrt, als sonst es junge Männer sind."

„Seine Schwestern sind allerliebst," rief jetzt Malvine, von dem alten Buche aufblickend, ein Beweis, daß sie ganz gut gehört hatte, was Johanna sprach.

„Ich habe sie beide sehr lieb," bestätigte Johanna, „besonders aber Frizzi, die ein reizender Schelm ist."

„Jedenfalls recht begehrenswerthe Partien!" sagte Frau v. Ravensburg. „Und wenn ich gut berichtet bin, so sind sie auch schon begehrt?"

„So weit," meinte Johanna, „ist es wohl noch nicht — aber immerhin dürfte das Ereigniß nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Die beiden Freier, wenn man so sagen darf, scheinen wirklich der anmuthigen Gespielin würdig zu sein, wenigstens der Verehrer Frizzis."

„Und Dr. Stüber?" fragte Johanna, indem sie der Frau v. Ravensburg einen Blick zuwarf, der eine gewisse Verwunderung anzeigte.

„O, er ist gewiß auch ein vortrefflicher Mensch; ich kenne ihn nur nicht so gut, wie den Herrn Oberleutnant v. Rausenbruck."

Es wollte Johanna scheinen, als sei diese Antwort doch ein wenig hinterhältig; sie äußerte sich jedoch weiter nicht darüber.

Beim Abschiede bat Frau v. Ravensburg Johanna, wenn sie nach Weinheim schreibe, einen herzlichen Gruß von den Damen zu bestellen.

„Soll ich auch Guntram in Ihrem Namen grüßen?"

„Natürlich!" sagte Frau v. Ravensburg. Und Malvine nickte erröthend dazu. Johanna reichte den Damen freundlich lächelnd die Hand und versprach, den Besuch ehestens zu erwidern. —

Es war eine angenehme Zerstreuung für Johanna, mit Frau v. Ravensburg und deren Tochter in engeren Verkehr zu treten. Erstere, mehr noch Malvine, waren ihr sympathisch und diese Damen füllten gewissermaßen eine Lücke in ihrem Leben aus, das bisher einer wirklich freundschaftlichen Verbindung entbehrte.

Malvine schien für die wohl etwas tantenhafte aber aufrichtige Zuneigung, [illegible] Johanna [illegible] wollte; [illegible] wären [illegible] Hofrath verabredete, daß er Arzte wegen gehen, sie [illegible] Bemerkung seiner Schwester: „In Leipzig auf unsere [illegible] nach Rub' über [illegible] Feuer schrieb Frau [illegible] Nachricht erstaunen sei, er habe in München bereits einen Aufenthalt genommen und gedenke einige Zeit daselbst zu bleiben, da es ihm in der schönen [illegible] Stadt [illegible] gefalle. Er [illegible] den Onkel und Johanna herzlich grüßen. Zum Schluß [illegible] Wernhart und die [illegible] Stadt der „Rebellen" sei fortgegangen. Auch von Lori habe man keine Spur, nur soll sie, wie man hörte, sich an die Ortsbehörde um einen Heimathschein gewendet haben.

„Möge das ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen bedeuten!" rief der Hofrath aus, nachdem Johanna den Brief halblaut gelesen und denselben ihrem Vater zurückgegeben hatte.

Sie erinnerte sich an die Bemerkung der Frau v. Ravensburg hinsichtlich des Dr. Stüber, die ihr auffällig schien und sagte zu sich selbst, daß man sich hüten müsse, über jemand voreilig zu urtheilen. Es that ihr sehr leid um Frizzi, nämlich für den Fall, daß Otto v. Rausenbruck an nähere Beziehungen zu derselben nicht denken sollte, weil sie nur zu gut wußte, welche tiefe Neigung ihre reizende Cousine für den Offizier hege, obwohl sie ihre Gefühle hinter scherzhaften und spöttischen Reden verberge. Doch tröstete sie sich da noch nicht aller Tage Abend und Otto v. Rausenbruck eine stille und nachdenkliche Natur sei, die gar lange überlegt, bis sie zu einem definitiven Entschluß kommt.

Ueber Auftrag ihres Vaters beantwortete Johanna den Brief der Tante und, indem sie zur bevorstehenden Verlobung in ihrer beiden Namen Glück wünschte, ließ sie durchblicken, daß sie zu verstehen glaube, warum man dieselbe noch verschiebe. Sie gab in zarten aber doch deutlichen Worten zu erkennen, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als die baldige Nachricht, daß auch Frizzi ihr Ziel ebenso erreichte, wie Helene. Sie erzählte auch, daß Fräulein Malvine sie öfter besuche und daß sie einen Ausflug in Gesellschaft derselben nach Weinheim plane „wenn die Rosen blühen."

In der That hatte sie mit Malvine über eine derartige Landpartie gesprochen, welcher nur die Sorge um ihren Vater entgegenstand, der an sie so gewöhnt war, daß es sehr schwer schien, ihn einen Tag allein zu lassen. Doch hoffte sie, alles so einzurichten, daß der Ausflug, für den Malwine schwärmte, dennoch zu Stande käme.

Inzwischen trat ein — unerwartetes — Ereigniß ein, das Johannas Gedanken wieder auf die „böse Lori" lenkte.

Der Bildhauer Mestieri, der vor einiger Zeit dagewesen, um mit Guntram zu sprechen, erschien eines Tages wieder und nachdem er Johanna um eine Unterredung unter vier Augen gebeten, erzählte er, daß er so glücklich gewesen sei, Herrn Guntram in München zu begegnen. Der junge Herr habe ihn eingeladen, die Glyptothek mit ihm zu besuchen. Sie besichtigten einige Statuen, worüber sie ihre Ansichten austauschten, worauf Guntram ihn einlud, ihn nach dem Hotel „Zu den vier Jahreszeiten" zu begleiten, wo er wohne. Dieses liebenswürdige Entgegenkommen habe ihn ermuthigt, an Guntram eine Bitte zu stellen — die ihm derselbe — allerdings nicht ohne Widerstreben gewährte. Und deshalb sei er hierhergekommen.

Johanna konnte natürlich nicht errathen, wohin das alles hinaus solle; sie war nicht wenig überrascht, als ihr Mestieri ein Schreiben Guntrams einhändigte. Es lautete:

„Liebste Hanna!

Ich habe Herrn Mestieri erlaubt, das Medaillon, welches Du in sicherem Gewahrsam hast, auf einige Zeit zu sich zu nehmen, da er dasselbe als Vorwurf für eine Marmorbüste verwenden will, die er auszuarbeiten gedenkt. Ich ersuche Dich aber freundlichst, die Uebergabe in solcher Weise zu effektuieren, daß niemand etwas davon erfährt. Willst Du nähere Erklärungen, so mag sie Dir der Bildhauer geben. Mir geht es soweit gut. In München lebt es sich behaglich und nebenbei fehlt es nicht an Gelegenheit, den Geist zu bilden. Sei vielmals gegrüßt von Deinem getreuen Vetter

Guntram."

Wären es nicht Guntrams unverkennbare Schriftzüge gewesen und hätte der Auftrag nicht so klar und deutlich gelautet, Johanna wäre in großer Verlegenheit gewesen, da sie ja wußte, wie Guntram das Andenken gehütet wissen wollte. Sie hielt den Brief einige Augenblicke nachsinnend in der Hand, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Nachdem Mestieri ein wenig gewartet, sagte er:

„Ich sehe schon, gnädiges Fräulein, daß ich noch einige nähere Mittheilungen machen muß, vorausgesetzt, daß ich Sie nicht zu sehr belästige und wir hier ungestört sprechen können."

„Reden Sie immerhin! Es ist keine Gefahr, daß wir belauscht werden."

Sie lud den Bildhauer ein, Platz zu nehmen, was derselbe jedoch ablehnte.

„Es wird lang sein. Daß ich [illegible] Guntram [illegible] München trat, [illegible] eine einfache Anfrage, da ich zu [illegible] Bildhauer beauftragt wurde, nach Wien zu gehen, um mich nach seinem Aufenthalt zu erkundigen. Daß ich aber in London war, erklärt sich aus der Gesandtschaft, nur eine geschickte Gesandtschaft zu verschaffen. Verzeihen Fräulein! Sie sind so glücklich, alles zu besitzen, wissen Sie besitzen und werden, sich daher kaum die Lage eines Menschen versetzen können, der, wie ich, mit banger Sorge in die Zukunft blicken muß."

„O, das verstehe ich schon!" warf Johanna dazwischen.

„Dann um so besser! Sie wissen ja, warum ich meine Beschäftigung in der Münchener Fabrik aufgab. Sogenannte praktische Leute werden mich deshalb tadeln — ich habe aber nicht zwei Hände, um zu arbeiten, sondern auch ein fühlendes Herz. Und dieses [illegible] mich brotlos. Da ich kein akademisch gebildeter Künstler bin, so war es sehr schwer, wieder einen passenden Posten zu finden. Ach, mein Fräulein, die Welt ist hart und grausam; was kümmert sie ein unglücklicher Mensch, der vielleicht nicht ohne Talent, aber ohne Protektion, ohne Freunde, ohne Vermögen dasteht, wie ich!"

„Das ist zweifellos sehr traurig."

„Es ist ein schwerer, beinahe ein Verzweiflungskampf um meine Existenz, den ich zu führen habe. Allerdings ein armseliges Stückchen Brot könnte ich mir schon verdienen, wenn ich als Gehilfe, als gewöhnlicher Handlanger in irgend einer Künstlerwerkstätte mich aufnehmen ließe. Ich will aber lieber verhungern, als ein so elendes Leben zu führen, elend, weil es meinen Neigungen, meinen Ideen so wenig entspricht. Aber, mein Fräulein, ich wollte mich kurz fassen und nehme Ihre kostbare Zeit nun schon solange in Anspruch. Verzeihen Sie!"

„Ich höre Ihnen mit Theilnahme zu."

„Dann will ich fortfahren. Sehen Sie, das ist es auch, was mir im Verkehre mit Herrn Guntram so wohl that, daß ich mein Herz vor ihm ausschütten durfte, und diese aufrichtigen Geständnisse meinerseits bannten das Mißtrauen, das er — vielleicht sind Sie in alles eingeweiht? — längere Zeit gegen mich hegte. Bei Gott, ganz ohne Grund! Wäre es nicht so, so würde ich es gewiß nicht gewagt haben, Herrn Guntram aufzusuchen. Nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

Johanna mußte lächeln, erwiderte jedoch nichts.

„Fräulein Lori ist freilich ein ausnehmend interessantes Geschöpf — für mich aber mehr interessant vom Standpunkte der Kunst, als dem irgend einer Neigung des Herzens. Ihre Züge sind — was man sagt — plastisch und überaus geeignet, in Marmor dargestellt zu werden. Ich habe daher den Plan, eine Kleopatrabüste zu verfertigen und derselben des Fräuleins Züge zu leihen. Gelingt dies Werk und kann ich es in eine Kunstausstellung bringen, so würde man auf mich aufmerksam werden und ich könnte mich als selbständiger Bildhauer etablieren. Und dazu bedarf ich des Medaillons, denn die Physiognomie des Fräuleins Richter ist mir nicht mehr so gegenwärtig, daß ich den Kopf ganz aus dem Gedächtnis modellieren könnte. Herr Guntram ist so großmüthig, für mich Bürgschaft zu leisten, damit ich den Marmorblock, der zur Verfertigung der Büste nöthig ist, erhalte. Ich habe ihn aber nicht darum gebeten; so unbescheiden bin ich nicht, er selbst hat mir den Antrag gemacht — der liebe, edle, junge Herr, den Gott segnen möge!"

Johanna vermochte nur schwer, die Rührung zu verbergen, die sie bei diesen Worten des Künstlers ergriff, der noch hinzufügte:

„Nun, Fräulein, wissen Sie alles und werden sich nicht länger weigern, mir das Medaillon anzuvertrauen. Sie — oder Herr Guntram — werden es seinerzeit wieder unversehrt zurückzuerhalten. Auf mein Ehrenwort!"

Eben als Johanna ihren Kasten aufschloß, in dem sich die Holzschatulle mit dem Bilde befand, ließ sich leises Pochen an der Thüre vernehmen.

„Wer mag denn kommen?" Etwas ärgerlich reichte Johanna dem Bildhauer eilig das Kistchen, welches derselbe unter seinen, etwas abgetragenen Mantel verbarg, worauf er sich mit einem Blicke empfahl, der mehr als jedes Dankeswort sagte. Auf das etwas verspätete „Herein!" Johannas erschien Malvine an der Thürschwelle und ihre Blicke begegneten denen Mestieris, der an ihr vorüberging und die Treppe hinabstieg, um auf die Straße zu gelangen.

Ein wenig verlegen, weil sie nicht sogleich wußte, wie sie die Situation erklären sollte, ohne zu lügen, umarmte Johanna ihre junge Freundin, welche jedoch nicht den mindesten Argwohn zu hegen schien, daß es sich um irgend ein Geheimniß gehandelt haben könnte; Malvine besorgte nur, in einem ungelegenen Augenblicke gekommen zu sein, worüber sie Johanna beruhigte, indem sie sagte: „O nicht doch, Malvinchen! Der Besuch war ein Bildhauer, der im vorigen Jahre in der Fabrik meines Oheims in Weinheim arbeitete und jetzt ohne Stellung ist."

Als sie dies sagte, bemerkte sie, daß der Brief ihres Onkels auf dem Tische lag. Eine neue Verlegenheit!

Ihr war — noch in den geringsten Dingen — Verstellung so fremd, daß es ihr unmöglich war, etwas zu verhehlen, von dem sie annehmen mußte, daß man darauf aufmerksam sei. Doch fehlte es ihr trotzdem nicht an Klugheit, ein Geheimniß zu bewahren, ohne die Wahrheit zu verletzen. Indem sie daher den Brief zusammenfaltete und in die Schublade fallen ließ, sagte sie: „Guntram hat geschrieben. Er ist in München und befindet sich, gottlob, wohl."

2. Kapitel.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert ist ein Buch erschienen unter dem Titel: „Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens." Es war mit zahlreichen Illustrationen in jenem eckigen, der steifleinenen Tracht der damaligen Zeit entsprechenden Stil versehen, welche nicht ohne Geist den Text des jetzt längst vergessenen Buches zu beleben suchten. In demselben wurden all die kleinen Neckereien sogenannter bösen Zufälle, unerwarteten Wendungen des Schicksals, tückischer Streiche der kleinen Kobolde, welche die Menschen quälen, ohne ihnen bedeutenden Schaden zuzufügen, geschildert. Warum man, wenn man zwei Schlüssel im Sacke hat, immer den unrechten erwischt, warum man jemand, dem man ausweichen will, gerade um so sicherer begegnet, warum man nicht zu Hause ist, wenn ein wichtiger Besuch kommt, während man, wenn es schön ist, mit einem ungeheuren Regenschirm spazieren geht, und wenn es in Strömen regnet, den neuen Cylinder nicht zu retten vermag, weil man nur mit einem eleganten Spazierstöckchen versehen ist?, Warum? Es sind kleine Leiden, Bosheiten der neckischen Dämone, die zeigen wollen, daß sie nicht ganz ohne Macht sind. Sie sind wohl auch die Ursache, daß man oft wochenlang auf einen Brief, eine Nachricht, einen Besuch wartet, ohne daß er erscheint, und wenn man schon die Hoffnung aufgegeben, bringt der Postbote einen ganzen Pack von Briefen auf einmal, kommen Nachrichten über Nachrichten, rennen die Besucher förmlich die Thüre ein.

Schien nicht Johanna auch ein Opfer dieer kleinen Quälgeister zu sein, als sie so lange Zeit einer gähnenden Langweile überantwortet war, die allerdings nur objektiv, nicht subjektiv empfunden wurde, weil sich das Fräulein, welches nur die bescheidensten Ansprüche an das Leben machte, zu begnügen und auch zu beschäftigen wußte? Nun aber wurden ihr die sich drängenden Ereignisse, die fort und fort sich einstellenden Besuche fast zu viel. Zudem sollte sie — jetzt auf einmal — eine Art von „Commis voyageur" — eine Vermittlerin, ein, wie sie sich nicht ohne Unmuth äußerte, „Mädchen für alles" sein! „Und ein so altes Mädchen dazu!" rief sie voll Selbstironie aus. Nicht allein, was sich an sie herandrängte, stellte sie sich mit diesem Mißmuthe, dieser ärgerlichen Empfindung gegenüber. Wo sie aber mit der Hand einer Barmherzigen Schwester eingreifen, wo sie helfen wollte, fühlte sie sich mehr oder minder ohnmächtig. Vor allem schmerzte sie, ihrem Liebling, der holden Cousine Frizzi nicht beispringen zu können. Diese hatte ihr ein Briefchen geschrieben, in dem sie mit jenen rührenden Ausdrücken eines Wesens, das noch halb Kind und doch schon als sich fühlende und erfahrene Person erscheinen will, sie bat, sich nach Otto v. Rausenbruck zu erkundigen, von dem sie so gar nichts höre und von dem sie doch so vieles erwartet habe. Ob sie glaube, daß auch dieser junge Mann zu denjenigen gehöre, die ein Mädchen als bloßes Spielzeug betrachten, dem man, um sich zu unterhalten, allerlei schöne Worte sage und sie dann hintendrein verlache? Sie sei kein Backfisch, der in jedem Leutnant ein Ideal erblicke, habe aber andererseits ihn für keinen Herzensbrecher und eingebildeten Unwiderstehlichen gehalten, wie sie so famos in den Fliegenden Blättern karikiert werden, sondern sie habe geglaubt, es mit einem ernsten und achtungswürdigen Manne zu thun zu haben ... leider, leider! Nun werde sich Helene verloben und glücklich sein. Folge aber daraus, daß sie deshalb unglücklich sein müsse? Wäre es nicht schöner, wenn beide Schwestern sich freuen würden als daß die Freude der einen durch das Leid der anderen getrübt werde? Doch sie wolle tapfer sein vor der Welt und nicht allzusehr ihren Gram merken lassen, um Helene, um die gute Mama nicht zu sehr zu kränken. Nur dem mitfühlenden Herzen der geliebten Base Johanna wolle sie ihren Schmerz mittheilen — aber ganz im Vertrauen. Wenn man mit blutendem Herzen lachen kann, so wolle sie es versuchen, heiter zu erscheinen — „ich werde also einen wahren Galgenhumor entfalten!"

Johanna weinte, während sie diese Zeilen las. Wenn sie daran dachte, daß eine Lori geliebt, sogar gegen ihren Willen, eine so liebliche Mädchenblume aber zurückgestoßen werde, so erschien ihr dies als ein schriller Mißklang in der Harmonie der Welt.

„Wenn ich ihr nur helfen könnte!" seufzte sie. Nach längerem Nachdenken fiel ihr ein, daß Frau v. Rausenburg einmal gesagt habe, sie verkehre mit der Familie Rausenbruck; der alte Oberst erscheine manchmal bei ihr zum Thee .... Johanna wollte Frau v. Rausenburg bitten, ein wenig nachzuforschen, wie die Angelegenheit stehe: „So thu' ich wenigstens etwas!" —

Dr. Stüber war keineswegs gesonnen, seine Hochzeit mit Helene auf [illegible] zu feiern, wenn auch Frizzi heirathen; er wollte daher sobald als möglich seine Verlobung bekannt machen.

Er war deshalb schon zweimal in Weinheim gewesen, ohne bis jetzt zum Ziele zu kommen, obwohl er sich überzeugte, daß Helene ihm sehr zugethan sei und Herr sowie Frau v. [illegible] gegen die Verbindung nicht die mindeste Einwendung machten — nur den Zeitpunkt derselben wollten sie sich noch vorbehalten. Dr. Stüber errieth wohl die Ursache dieser Verzögerung, konnte aber nicht begreifen, wie er dazu komme wegen des zweiten Freiers warten zu müssen. Erst als Helene in einem Augenblicke, da sie mit ihm allein war, ihn bat, noch Geduld zu haben, bis sich die Angelegenheit mit Frizzi entschieden habe, fugte er sich.

Dies alles erfuhr Johanna nicht von Weinheim aus, sondern durch die Schwester des Dr. Stüber, welche seit einiger Zeit mit Malvine wetteiferte, im Hause des Hofrathes Besuche zu machen — nicht gerade — wenigstens anfangs — zu besonderer Freude der Tochter des Herrn v. Hochhausen.

Fräulein Hermine Stüber wäre, vermöge ihres höheren Alters, eigentlich eine passendere Freundin Johanna's gewesen, als Malvine; indes entscheiden die Jahre nicht über Sympathie und Antipathie. Uebrigens war Fräulein Hermine nicht unsympathisch; sie war zwar häßlich, obwohl sie ihrem Bruder sehr ähnlich sah, der doch ein hübscher Mann war, aber das unschöne Aeußere bag eine edle Seele und ein gutes Herz. Sie war eine Menschen- aber auch eine Thierfreundin; Mitglied, sogar Ehrenmitglied mehrerer Thierschutzvereine, für die sie lebhaft agitierte. Ihr Bruder spöttelte über sie, indem er sagte, da sie schon zu jenen Frauenzimmern gehöre, welche einem bekannten Volkswitze zufolge „den Stephansthurm reiben müssen", habe sie ihr von menschlichen Verehrern verschmähtes Herz jenen Wesen gewidmet, die zwischen einem jungen Mädchen und einer alten Jungfer nicht zu unterscheiden verstehen.

„Spotte nur!" konnte sie einmal erwidern, „du bist freilich nur zur Zeit der Wahlen ein Thierfreund!" — „Wieso?" — „Nun, weil du dann Stimmvieh brauchst!" — In ihren thierfreundlichen Bestrebungen ließ sie sich durch keine Liebhaberei verleiten, sie war für sie kein Sport, sondern Sache des Herzens und der Ueberzeugung. Sie wies nicht mit Unrecht auf die zunehmende Rohheit und barbarische Behandlung hin, welcher gerade jene Thiere ausgesetzt sind, die dem Menschen unentbehrlich und seine getreuesten Hilfsarbeiter seien, wie die Pferde, Esel und Hunde. Sie meinte, es sei kein Wunder, wenn man mitleidslos gegen arme geplagte Menschen auftrete, da man den freilich vernunft- aber nicht gefühllosen Thieren gegenüber so grausam sei. Auch in der Thierwelt gebe es eine soziale Frage und es sei nur ein Glück für die zweibeinigen Tyrannen, daß die vierbeinigen Sklaven sich nicht empören. Wären sie imstande, ihre körperliche Ueberlegenheit zu erkennen und zu benützen, den Menschen würde es schlimm ergehen. Sie schilderte mit Wärme das traurige Los so vieler Thiergattungen, besonders der kleinen, so nützlichen Zugvögel, die in den südlichen Ländern bis zur Ausrottung zusammengefangen werden und verstieg sich bis zur, nicht ganz unbegreiflichen aber doch zu gewagten Behauptung, die schuldbeladene Menschheit sei es nicht werth, daß so viele liebliche, treue, edle Thiere unschuldigerweise für sie leiden müssen. Für Johanna, welche inzwischen ihren vier Wänden von dem, was draußen in der Welt vorging, bisher nur wenig Notiz genommen, waren diese Anschauungen etwas Neues; es fehlte ihr durchaus nicht an Liebe für die Thiere, aber daß diese Liebe die Triebfeder großer, öffentlicher Aktionen geworden, das wußte sie nicht oder hatte es nicht beachtet. Jetzt wurde sie von Hermine in diese Kreise gezogen; sie mußte dem Thierschutzverein der Hauptstadt beitreten und versprechen, für denselben Propaganda zu machen. Sie erhielt nun eine regelmäßig erscheinende Thierschutzzeitschrift, verschiedene Broschüren über Vivisektion, Vogelschutz, Schlachtmethode, Kongreßberichte und Einladungen zu Versammlungen, daß sie fast die Besinnung verlor. Aber Fräulein Hermine triumphirte. Sie hatte wieder eine Mitkämpferin für das große Werk des Mitleids gewonnen. Ihre rastlose Beweglichkeit, ihr pathetisches Wesen, ihre Redefertigkeit beunruhigte, ja, belästigte Johanna, bis sie sich überzeugte, daß dies alles nicht gemacht sei, sondern wahrer, un-

Trauerbild
zum Andenken an die
Verstorben
werden angefertigt in der
— des —
ST. PETERS BOT
Muenster, Saskatch.